

Alexa Wild

Schwarze Nebel, weiße Hände

Die unfassbare Lebensgeschichte
des staatenlosen Holzfällers Luca
zwischen Österreich und Slowenien
(1925 bis heute).



Einführung

Dichte Nebel schieben sich wieder einmal durch die steilen Gräben vom Drautal herauf. Lukas Sekolovnik, von allen Luca genannt, schweigt. Schaut weit zurück in die Vergangenheit. Vor 75 Jahren hat er hier gearbeitet, neben der Kirche von Pernitzen, knapp 800 Meter über dem Drautal und ein paar Stunden Fußmarsch von Unterdrauburg entfernt.

Plötzlich springt der über 80 Jahre zählende Sekolovnik los, rennt über die Wiese, vorbei am verfallenen Pfarrhof, zu einem Haus, wo ein Mann gerade die Außenmauern ausbessert. So, als wäre er noch der Bub, der damals beim Pfarrer die Ziegen und Schafe gehütet hat, statt in die nur wenige Meter weiter oben gelegene Schule zu gehen. In seinen Gliedern steckt noch immer ein bisschen Kindheit. Ich höre Sekolovnik slowenisch über alte Zeiten reden, nach dem Schlüssel für die Kirche fragen. Aber das ist nicht die einzige Überraschung, die der ehemalige Holzhacker aus Laaken an diesem Nachmittag parat hat.

Mit dem Schlüssel für die Kirche öffnet er auch seine Lebensgeschichte. Als einer der letzten Überlebenden will er erzählen, aus uns fremd gewordenen Welten. Seine Erinnerungen sind noch nicht erloschen wie die vielen Köhlerhaufen im Wald, die er noch gekannt hat, oder die Glashütten, wo edle Gläser und Spiegel für den Zarenhof in Russland erzeugt worden sind. Nacheinander fahren wir die wichtigsten Stationen



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2014

1. Auflage Februar 2014

literatur nr. 37

Lektorat, Layout und Satz, Covergestaltung: textzentrum graz

Druck und Bindung: Theiss GmbH

ISBN 978-3-902901-44-6



Gedruckt nach der Richtlinie des Österreichischen Umweltzeichens „Druckerzeugnisse“, Druckerei Theiss GmbH, Nr. 869



seines Lebens ab, besuchen Wohn- und Arbeitsstätten, aus denen das Leben verschwunden ist. Nur die Stätten seiner schlimmsten Erinnerungen, die ihm heute noch zusetzen, jene an die Ermordung seiner Mutter und den SS-Angriff auf sein Elternhaus, will er nicht sehen. Darüber reden schon. Auch wenn ihm dabei oft die Stimme versagt.

Sekolovnik hat auf beiden Seiten gelebt. Draußen, im damals wenige Jahre alten Jugoslawien, drinnen in Österreich und auch dazwischen. Im Gegensatz zu seiner Mutter, einem Schulkollegen und vielen anderen zivilen Opfern hat er als jugendlicher Staatenloser den Zweiten Weltkrieg überlebt – in dieser abgeschnittenen Bergregion, einer idealen Zuflucht für Partisanen, Banditen, Deserteure und führungslose SS-Banden, inmitten einer von allen Seiten bedrohten bäuerlichen Bevölkerung.

1946 hat er ein neues Leben in Österreich angefangen, mit einem kaputten Grammophon ein junges Mädchen für sich gewonnen. Dass er bis 1962 unter der Petroleumlampe lesen musste, weil erst dann auch sein Haus ans Stromnetz angebunden wurde, und dass er bis zu vier Stunden täglich zu Fuß zur und von der Arbeit unterwegs war, weil erst in den Siebzigerjahren eine Straße gebaut wurde, auf der er mit einem Auto fahren konnte, erzählt er mit blitzenden Augen: »Das ist auch lustig gewesen.«

Sekolovnik kennt die noch extrem harte Arbeit des Holzhackers in der Nachkriegszeit, hat den Siegeszug der Motorsägen und das damit verbundene Ver-

schwinden der Arbeitsplätze und – wenig später – der Menschen aus den Dörfern miterlebt.

Dennoch klingt bei keinem Wort Sekolovniks Verbitterung durch, sehr wohl aber die alte Sprechweise dieser mehr als tausend Jahre lang zweisprachigen Gegend: »So ist alles gegangen vorwärts und jetzt ist es wieder weg.«

Seine Erzählungen mögen in Details von Berichten anderer Zeitzeugen abweichen. Das liegt in der Natur der mündlichen Überlieferung. Auch die Schreibweise ein und derselben Person variiert manchmal. Ich habe die Angaben nach bestem Wissen, wo immer es möglich war, überprüft und mich bemüht, seine Erzählweise und Lebenseinstellung unverfälscht wiederzugeben. Daher auch die eingestreuten Ortsnamen und Begriffe auf Slowenisch.

Alexa Wild

Wien, im Oktober 2013

Zerschnittene Heimat

Untersteiermark

Bis zum Ende der Monarchie war die Steiermark ein teilslawisches Land. Sie reichte über die aktuelle Grenze im Süden hinaus bis knapp vor Agram (Zagreb). Das Slawische war und ist ein wesentlicher Teil der steirischen Identität, wie die Namen der Berge, Gewässer, Fluren, Siedlungen und der Menschen zeigen. Der Ortsname Soboth etwa kommt vom slawischen »pot«, was Bach oder Fluss heißt. Auch die Bezeichnung »Keusche« für ein kleines Haus ohne Grundbesitz ist ein Lehnwort aus der slowenischen Untersteiermark.

Nach dem Zerfall der Monarchie fiel die Untersteiermark an das neue Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen (SHS), 1929 wurde es in Jugoslawien umbenannt.

Die betroffenen Bauern in der Gegend wollten die neue Grenze nach dem Ersten Weltkrieg viele Jahre lang nicht akzeptieren. Sie versuchten, weiterhin ihre Einkaufs- und Verkaufsgewohnheiten aufrechtzuerhalten, heirateten und feierten wie zuvor über die Grenzen hinweg.

Auf beiden Seiten, auf slowenischer wie auf steirischer, versuchten zudem viele, ihren Grund zu retten. Einigen wenigen gelang es sogar, die Grenzziehung zu verändern. Am berühmtesten wurde die Messnerbäuerin in St. Lorenzen, die noch im Frühjahr 1921 die

*»So ist alles gegangen vorwärts
und jetzt ist es wieder weg.«*

Lukas Sekolovnik

vorbeikommenden Beamten der alliierten Grenzkommision umstimmen konnte. Ganz offiziell.

Es gab aber auch zumindest einen steirischen Bauern, dem dies auch inoffiziell gelang, durch das Versetzen der provisorischen Holzpflocke in einer Nachtaktion. Ähnliches spielte sich auch auf der anderen Seite der neuen Grenze ab, »draußen« in Jugoslawien. Während die steirischen Grenzbewohner sich von der Regierung in Wien, aber auch von der Landesregierung in Graz mehr Unterstützung im Kampf um ihr Land erwartet hätten, wird der k. und k. Offizier Josef Theiler, Mitglied der ehemaligen »Kaiserschützen«, von alten Bewohnern nach wie vor als Held gefeiert. Theiler hatte durch intensive Verhandlungen und Hartnäckigkeit maßgeblich dazu beigetragen, dass nicht ein noch größerer Teil der Steiermark an Jugoslawien fiel.

Es gab jedoch auch große Nutznießer der neuen Lage: die Schmuggler. Aus Jugoslawien wurden vor allem Pferde und Rinder über die Grenze gebracht, nach Jugoslawien Zucker und Sacharin.

Ab 1932 wurden aber die jugoslawischen Grenzkontrollen deutlich verschärft und die über Jahrhunderte miteinander verbundenen Menschen für viele Jahrzehnte – mit der kurzen Unterbrechung während der Hitlerzeit – »erfolgreich« voneinander getrennt.

Koralpe

Der mächtige Gebirgsstock verläuft zwischen Pack und Drau von Norden nach Süden. Er bildet die na-

türliche Grenze auf dieser Länge zwischen Steiermark und Kärnten und wurde schon zu Römerzeiten als Übergang in den Süden genützt (»Weinebene« bei Deutschlandsberg). Die höchste Erhebung ist der Große Speikkogel mit 2140 Meter.

Auf der Koralpe wurde und wird vor allem Alm- und Forstwirtschaft betrieben, im 18. und 19. Jahrhundert florierte auch die Glasindustrie. Für die Zukunft wird dem Koralmgebiet großes Potenzial für die Stromerzeugung durch Wasserkraft sowie als Lithium-Lieferant zugeschrieben.

Pernitzen (Pernice)

Der Pernitzenberg ist der südliche Ausläufer der Koralpe und gehört seit dem Ende der Monarchie zu Jugoslawien. Der steile und rund 1300 Höhenmeter erreichende Berghang mit zahlreichen Schluchten und unwegsamen Gebieten war seit Jahrhunderten von Einzelgehöften geprägt. Im 17. und 18. Jahrhundert war Pernitzen eigenständiges Vikariat, dem die Kirche in Soboth unterstellt war. Während des Zweiten Weltkriegs wurden viele Bauernhöfe auf dem Pernitzenberg Schauplatz abscheulichster Gemetzel zwischen Partisanen und SS- sowie Gestapo-Mannschaften.

Unterdrauburg (Dravograd)

Noch heute ist Unterdrauburg Einkaufsstadt mit großem Einzugsgebiet. Das war auch bereits vor 100 Jahren so. In der Monarchie war Unterdrauburg Grenzort an der steirisch-kärntnerischen Grenze.

Geißberg (Kozji vrh)

Der Geburtsort von Lukas Sekolovnik ist eine der kleinen Ortschaften am Pernitzenberg. Hier verlebte er die ersten Jahre. Geißberg fiel damals in die Zuständigkeit von Unterdrauburg.

Hohenmauthen (Muta)

An der Mündung der Feistritz in die Drau gelegen, war diese Gemeinde bis in die Dreißigerjahre des vorigen Jahrhunderts für die Bewohner von Soboth und Laaken der wichtigste, weil am schnellsten zu erreichende Einkaufsort. Er war in rund drei bis vier Stunden Gehzeit zu machen. Hohenmauthen beherbergt mit der romanisch-gotischen St. Johann-Kirche eine der ältesten Sakralbauten in Slowenien.

St. Urbani (Sveti Urban)

Über die auf rund 1300 Meter Höhe am Bergkamm gelegene Wallfahrtskirche werden mehrere Legenden erzählt. Immer steht ein Ochs im Mittelpunkt. So soll sich an der Stelle der späteren Kirche mehrmals ein Ochs niedergekniet haben. Später, als die Kirche schon erbaut war, soll im Inneren ein Ochs einen ganzen Winter ohne Nahrung heil überstanden haben. Eigentlich ist der Heilige Urban der Weinpatron, hier aber gilt er als Viehpatron.

Nach dem Zerfall der Monarchie stimmten die Bewohner rund um die Urbani-Kirche 1920 für Österreich. Die Abstimmung fand auf der Wiese vor der Kirche im Juli an einem großen Tisch im Freien statt.

Pernitzer Bauern, die sich gegen Österreich ausgesprochen hatten, gelang es in einer Nachtaktion, die Grenzziehung zusätzlich in ihrem Sinne zu verändern und die Wallfahrtskirche auch nach Jugoslawien zu bekommen.

In der zur Kirche gehörenden Keusche, die während des Kriegs von SS-Leuten abgefackelt wurde, lebte Lukas Sekolovnik mit seinen Eltern und Geschwistern bis 1941, bis zum Einmarsch der deutschen Wehrmacht in Jugoslawien.

1977 brannte auch die alte, aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts stammende Wallfahrtskirche nach einem Blitzschlag ab. 1990 begann der Wiederaufbau mit kräftiger steirischer Unterstützung. 1992 wurde die neue Kirche eingeweiht.

Laaken (Mlake)

Zwischen Pernitzen und Soboth liegt Laaken. Die Holzfällersiedlung wurde 1919 geteilt. Der österreichische Teil gehört zur Gemeinde Soboth und damit zum steirischen Bezirk Deutschlandsberg. Der slowenische heißt Mlake.

Erstmals urkundlich erwähnt wurde die Siedlung laut Ortschronik 1498 als »in der Lakhen« im Urbar der Herrschaft Schwanberg. 1931 bekam Laaken eine neue Volksschule, eine eigene Kirche hatte die Ortschaft aber nie. Gottesdienste fanden in einem Zimmer der Volksschule statt. Inzwischen lebt nur mehr eine Handvoll Familien in dem weiträumigen Gebiet.

Soboth

Auch Soboth kam erst 1919 durch den Vertrag von St. Germain zum steirischen Bezirk Deutschlandsberg, viele Jahrhunderte zuvor war das ganze Leben auf die Untersteiermark ausgerichtet.

Die erste urkundliche Erwähnung reicht ins Jahr 1311 zurück und bezeichnete mit »in der Zambit« das heutige Obersoboth, direkt an der Kärntner Grenze. Noch heute wird oft von »in der Soboth« gesprochen. Die Kirche St. Jakob wurde 1545 erstmals erwähnt.

Die ersten Siedler am Ende des ersten Jahrtausends kamen laut Überlieferung als Roder aus dem Drautal rund um Mahrenberg, heute Slowenien, sowie aus der Region um Eibiswald, Österreich. Das erklärt die jahrhundertelange Zweisprachigkeit. Jedoch bereits 1860 beklagte Fürstbischof Anton Martin Slomschek nach einem Besuch, so berichtet die Pfarrchronik, dass »die slowenische Sprache in dieser Berggegend im Aussterben ist.« Bei der Volkszählung 1910, also noch während der Monarchie, betrug der Anteil der Slowenisch-Sprechenden in der Soboth 5 bis 10 Prozent, in Laaken 55 bis 60 Prozent. Inzwischen verstehen nur mehr wenige Bewohner Slowenisch.

Fürstbischof Slomschek beschrieb die Sobother als freundlich, von weltlichen Beamten wurde die Bevölkerung als genügsam, fleißig, gutmütig, wenn auch etwas schwerfällig und sehr konservativ bezeichnet. Die Pfarrer beklagten sich immer wieder über die Tanz- und Sauflust ihrer Schäflein, mit der die Sonn- und Feiertage entweiht würden. Ein Pfarrer verbot – sozu-

sagen als Erziehungsmaßnahme – sogar der Blechmusikkapelle, bei einer kirchlichen Feier zu spielen, wonach die Sobother sofort den Austausch des Pfarrers durch einen »kamoten Herrn« verlangten.

Überhaupt scheint der Umgang der Sobother mit der Kirche sehr pragmatisch gewesen zu sein. Immer wenn Banditen dingfest zu machen waren, aber sich sonst kein geeigneter Platz fand, wurden sie in die Kirche eingesperrt. Auch erste Nationalsozialisten waren darunter.

Nach dem Ersten Weltkrieg, als Soboth am 12. März 1919 von jugoslawischen Truppen besetzt wurde und das bis Ende Juli 1920 blieb, erwies sich der damalige Pfarrer Franz Adlasnik jedenfalls als große Stütze und unerschrockener Kämpfer gegen die Jugoslawen. Diese wollten sich Laaken und Soboth einverleiben. Nach einem heftigen Abwehrkampf und der Abstimmung auf der Wiese vor St. Urbani kamen die zwei Ortschaften im Oktober 1920 jedoch gemäß dem Friedensvertrag von St. Germain im Jahr 1919 endgültig zu Österreich. Wirtschaftlich war dies eine Katastrophe, da damit das traditionelle Hinterland, das Drautal, wegfiel. Dorthin lieferten die Bauern bis 1920 ihr Holz, ihr Vieh und früher auch die Glasprodukte. Nach Österreich, in den nächsten Markt namens Eibiswald, gab es damals nur Saumpfade und Karrenwege, keine einzige Straße. Erst 1974 wurde eine durchgehend asphaltierte Bundesstraße von Eibiswald bis zur Landesgrenze hinter Soboth fertiggestellt.

DRAUSSEN GEBOREN

Draußen geboren

Mein Name ist Lukas Sekolovnik. Ich wurde am 16.10.1925 draußen, in Kozji vrh, Geißberg, Gemeinde Unterdrauburg, geboren. Das hat wenige Jahre zuvor, bis zum Zerfall der Monarchie, noch zur Untersteiermark gehört. 1925 ist es dann Teil von Jugoslawien gewesen mit König Alexander an der Spitze.

Geredet haben die Bauern draußen über der Grenze slowenisch. Das ist aber das alte Bauernslowenisch gewesen, die slowenische Hochsprache von heute ist ganz anders. Auch meine Eltern haben slowenisch miteinander geredet, aber Deutsch verstanden. Wie die meisten anderen in der Gegend auch. Das sind meist Gebirgsbauern gewesen, weit verstreut auf dem Pernitzenberg.

Ich kann nicht sagen, bei welchem Bauern ich auf die Welt gekommen bin. Wir, meine Eltern und ich, haben nur wenige Jahre in Geißberg in einem Auszugsstüberl gewohnt. Ich glaube, das hat meiner Großmutter mütterlicherseits gehört. Nach ihrem Tod sind wir nach Sveti Urban, St. Urbani, in eine Keusche gezogen. Aber davon erzähle ich später genauer.

Zuerst möchte ich meine Familie vorstellen. Meine Mutter ist von einem Bauernhof in Geißberg gekommen. Sie hat ihr ganzes Leben als Tagwerkerin bei Bauern gearbeitet. Sie hat zwar mehrere Geschwister gehabt, ich habe aber nur zwei kennengelernt, die

Schwester, die nach Wernersdorf geheiratet hat und bei der wir später mehrere Jahre gearbeitet und gelebt haben. Und einen Bruder, der für uns Kinder Holzsockel gemacht hat. Das hat er sehr gut können.

Sehr viel Kontakt haben wir mit meinem Göd, dem Schiller, gehabt. Er ist ein großer Bauer in Geißberg gewesen und hat mehrere Rinder und sogar einige Pferde gehabt. Vor dem Krieg bin ich oft zu ihm gegangen und habe bei der Arbeit geholfen. Für die Getreideernte habe ich eine Spezialgabel bekommen, weil ich fürs Garbenauflegen zu klein gewesen bin und nicht bis zum Helfer auf die Hiefel hinaufgelangt habe.

Mein Vater ist der ledige Sohn einer Enzi-Tochter aus Pernitzen und des Schneiders Mendel in Zweibach gewesen. Ursprünglich stammte Großvater Mendel aus Soboth. Ich habe die Großeltern väterlicherseits nie kennengelernt. Dafür aber zwei Halbbrüder meines Vaters.

Meine Großmutter hat nämlich später einen anderen Mann geheiratet und mit ihm zwei weitere Söhne gehabt. Beide sind Musikanten gewesen. Einer hat in St. Vinzenz hinter Soboth gelebt, der andere in Lavamünd. Dieser ist technisch sehr talentiert gewesen. Er hat sich sein eigenes Elektrizitätswerk gebaut. Aber er war ein Spitzbub.

In den Dreißigerjahren hat er sein eigenes Geld gemacht. Auch die Maschine dafür hat er selbst zusammengebaut. Damals hat er draußen in Jugoslawien gelebt.

Am Anfang ist alles gut gegangen. Der Onkel hat mit seinem selbst gemachten Geld eingekauft. Aber dann ist er einmal mit einem Körberl voll selbst erzeugter Münzen in ein Gasthaus gekommen. Er hatte da schon großes Vertrauen in sich selbst und hat eine der großen Münzen mit Schwung auf den Tisch geworfen. Er hatte vorher wohl auch schon viel getrunken. Jedenfalls ist da die Münze auseinandergefallen. Mein Onkel hatte anscheinend zu viel Glas beim Geldmachen erwischt und zum Metall gemischt. Die Kellnerin hat das gesehen und sofort nach der Polizei gerufen. Auf's Geldmachen ist in Jugoslawien draußen die Todesstrafe gestanden. Damals ist man noch streng gewesen.

Die Polizei ist auch gleich gekommen. Da hat mein Onkel eine Pistole gezogen, sie angelegt und sich damit vom Unterkiefer durchs linke Auge geschossen. Daraufhin ist ihm die Todesstrafe erlassen worden. Weil er selbst versucht hat, sich umzubringen. Es ist ihm auch gar nichts anderes übrig geblieben, sonst hätte ihn die Polizei erschossen. Das Geld haben sie ihm weggenommen. Er hat dann noch viele Jahre gelebt. Die Schusswunde ist verheilt. Er hat auch reden können. Nur ein Auge hat ihm gefehlt. Er ist sogar wieder als Musikant aufgetreten.

Mein Vater hat gar kein Talent zum Musizieren gehabt. Es hat ihm das nötige Gehör gefehlt. Er hätte das Schneiderhandwerk erlernen sollen wie sein Vater, aber er hat das nicht gewollt und ist Bauholzhacker geworden. Zuerst, noch während der Monarchie, hat er bei der Firma Hirschler gearbeitet, die einen riesigen Wald zwischen Unterdrauburg und Soboth besessen hat.

Im Ersten Weltkrieg hat mein Vater in der Armee von Kaiser Franz Josef an der Front in der Nähe von Villach und Lusari gegen die Italiener gekämpft, die sich im Berg eingebunkert hatten. Von ihnen ist er später auch gefangen genommen worden und dann vier Jahre in Gefangenschaft in Italien gewesen, ganz im Süden, wo die Orangen wachsen.

Dort hat es ihm an nichts gefehlt. Unten im Süden ist es den Gefangenen viel besser als im Norden Italiens gegangen. Dort ist die Bevölkerung viel unfreundlicher zu den Gefangenen gewesen. In der Gefangenschaft hat mein Vater Italienisch gelernt. Er hat mir das Zählen auf Italienisch beigebracht. Bis fünf kann ich es heute noch.

Zum Schlafen hat mein Vater in Italien einen Strohsack und eine Decke bekommen. Aber das ist ihm viel zu heiß gewesen. So hat er meist im Freien geschlafen. Die Bauern haben ihn mit Wein versorgt. Mit den Frauen hat er Dummheiten gemacht, wie er oft erzählt hat. Die Einheimischen wären bald eifersüchtig auf die Gefangenen gewesen. Arbeiten hat er als Gefangener auf den Mais- und Reisfeldern der großen Bauern müssen.

Nach seiner Rückkehr hat mein Vater wieder als Bauholzhacker arbeiten wollen. Aber Hirschler hat nach dem Ersten Weltkrieg die Wälder auf jugoslawischer Seite verloren. Er hat sich verschuldet und in den Dreißigerjahren hat der restliche Besitz einer Bank gehört, von der ihn die Firma Staudacher mit zwei weiteren Kapitalgebern übernommen hat.

Als es mit der Firma Hirschler vorbei gewesen ist, hat mein Vater als Bauholzhacker unter der Woche für die Firma Staudacher und am Samstag für Bauern gearbeitet, einmal da, einmal dort. Je nachdem, wer Bauholz verkaufen wollte.

Bis 1941, bis zum Einmarsch der Hitlertruppen in Jugoslawien, ist das draußen ein gutes Geschäft gewesen. Vater hat meistens die ganze Woche auswärts gelebt, nur am Sonntag war er daheim. Im Wald hat er sich oft mit Kollegen einen Unterstand aus zusammengestellten Rindenstücken gemacht. Nicht selten sind dort Pilze gewachsen, die die Männer gleich fürs Essen verwendet haben.

Anders als ich hat mein Vater 1941 keine Einberufung zur Musterung und zum Wehrdienst bekommen, als Hitler nach Jugoslawien gekommen ist. Vater ist schon zu alt gewesen, fast 50 Jahre alt. 1942 ist er aber zum Arbeitsdienst im Gleisbau nach Judenburg eingeteilt worden. Danach, ein Jahr später, hat er wieder im Wald daheim gearbeitet, auch für die Firma Staudacher. Bis 1944 die SS unsere Keusche angegriffen hat. Aber davon später.

Urbani-Keusche

Nach dem Tod meiner Großmutter mütterlicherseits sind wir von Geißberg in die Urbani-Keusche gezogen, die nur wenige Meter entfernt von der Wallfahrtskirche Sveti Urban, St. Urbani, gestanden und damals auch im Besitz der Kirche gewesen ist.

Vorher, so haben die Alten erzählt, hat die Keusche zu einem großen Bauernhof, dem Skorianz, in Laaken gehört. Wo inzwischen wieder Wald war, soll früher ein riesiger Schlag gewesen sein, auf dem 80 Rinder gehalten worden sind. Meist sind diese Viecher von Bauern von der steirischen Seite gebracht worden. Fürs Weiden auf der Alm haben die Bauern dem Skorianz Fässer voll Wein gegeben. Diesen hat der Skorianz dann verkauft.

Der Skorianz soll so reich gewesen sein, dass seine Tochter ihr Gesicht mit Milch gewaschen hat. Das haben die Alten oft erzählt. Beim Schlachten hat der Bauer sogar die Schweinsschädel als Abfall weggeworfen.

Irgendwann ist der Bauernhof dann abgebrannt und die Familie ist von Laaken nach Kärnten gezogen. Später ist sie wieder zurückgekommen, aber ihre große Zeit war vorbei. Der Besitz ist aufgeteilt worden. Nach dem Ersten Weltkrieg war ein Teil davon in Jugoslawien, ein Teil in Österreich. Die vielen Keuschen, die zum Skorianz gehört und wo seine Tagwerker gewohnt haben, sind von den neuen Besitzern übernom-

men und wie früher an Tagwerker vermietet worden. Eine davon war die Urbani-Keusche. Zu ihr haben ein Stall und eine Tenne gehört. Die ganze Urbani-Lichtung war, wie gesagt, nach dem Ersten Weltkrieg im Besitz der Kirche. Neben uns hat noch eine alte alleinstehende Frau in der Keusche gewohnt. Sie war nicht mit uns verwandt.

Unsere Keusche hat eine große Küche, ein Vorhaus und eine Stube gehabt. Stube hat damals das Schlafzimmer geheißen. Sie ist fast so groß wie die Küche gewesen und ist von dort auch mitgeheizt worden. In der Stube selbst ist nur ein kleiner Ofen gestanden. Dort haben meine Mutter, wir Kinder und die alte Frau geschlafen. Jeder hat ein eigenes Bett gehabt. Als Bettzeug hat es einen Strohsack gegeben, der mit Sommerstroh und Heu gefüllt gewesen ist, dazu ein Leintuch und eine Wattedecke mit Überzug. Im Sommer, wenn es heiß gewesen ist, haben wir uns nur mit einer Kotze zugedeckt, das war eine grobe Wolledecke.

Der Vater hat meist in der Tenne übernachtet. Dort ist genug Heu gewesen, damit er es auch im Winter warm gehabt hat. Aber meistens hat er wegen seiner Arbeit ohnehin auswärts geschlafen. Auf beiden Seiten der Keusche hat es einen großen Garten gegeben, wo meine Mutter Salat und Gemüse für uns angebaut hat.

Wir haben keine Pacht zahlen müssen, aber zwei Mal am Tag in der Kirche Betläuten. Meist hab' ich das gemacht. Wenn ich nicht da gewesen bin, dann hat die alte Frau geläutet. Wenn wir beide nicht da waren, ist das Betläuten ausgefallen. Wenn meine Mutter

während des Betläutens schon von der Arbeit bei den Bauern zurück gewesen ist, hat sie daheim gebetet, zusammen mit meiner Schwester. Keine langen Rosenkränze, aber andere Gebete.

Neben dem Betläuten haben wir, die alte Frau oder ich, im Sommer auch Wetterläuten müssen. Dafür habe ich immer Richtung Koralm geschaut. Von dort sind die Unwetter gekommen. Wenn wieder eines gedroht hat, habe ich angefangen zu läuten. Nachdem die Glocken geweiht gewesen sind, hat man geglaubt, dass das Läuten die Unwetter vertreibt. Die alte Frau hat sich fürs Läuten im Herbst bei den Bauern Lebensmittel für den Winter holen dürfen. Sozialleistungen wie heute hat es damals nicht gegeben.

Neben dem Läuten haben wir auch auf die Kirche aufpassen, sie sauber halten und bei den Prozessionen schmücken müssen. Mein Vater hat dafür Birken geschlägert, wir Kinder haben Blumen gesammelt und damit den Kirchplatz und die Kirche festlich geschmückt.

Einmal, beim großen Urbani-Kirtag, der jedes Jahr im Juli stattgefunden hat, bin ich gerade zu Hause gewesen. Das ist vor der Hitlerzeit gewesen. Die alte Frau hat auch noch oben gewohnt. Da ist eine riesengroße Prozession von Kärnten heraufgekommen. St. Urbani liegt ja nahe am Dreiländereck von Slowenien, Steiermark und Kärnten. Als wir die ersten Menschen mit dem Kreuz aus dem Wald auftauchen gesehen haben, haben wir mit dem Läuten anfangen müssen und so lange läuten, bis alle Wallfahrer in der Kirche gewesen sind.

Ich habe mit der großen Glocke geläutet, die ist sehr schwer gewesen. Ich habe sie jedes Mal vom Boden hochziehen müssen.

Nach der Messe ist noch ein Rundgang mit dem Pfarrer und den Gläubigen gewesen. Wir haben vorher schon alles dafür mit Blumen und Birken geschmückt.

Wenn es solche Prozessionen gegeben hat, sind immer auch ein paar Standler gekommen, damit sich die Wallfahrer vor dem Heimweg haben stärken können. Ein Standler hat meist gekocht, ein anderer hat Zuckerln verkauft. Zum Trinken hat es an mehreren Standln gegeben. Das Wasser, das die Standler gebraucht haben, haben wir Kinder von der Quelle holen müssen. Nachdem der Weg bis zur Quelle sehr weit gewesen ist, haben wir kaum Zeit gehabt, bei den Standlern herumzustehen.

Bibliografie

Blatnik, Herbert: Zeitzeugen erinnern sich an die Jahre 1938-1945 in der Südweststeiermark. Lerchhaus Verlag Eibiswald, 3. Auflage 2010.

Creditanstalt-Bankverein (Hg.): Ein Jahrhundert Creditanstalt-Bankverein. Wien 1957.

Elste A./Koschat M./Strohmaier P.: Opfer, Täter, Denunzianten. Mohorjeva Hermagoras 2007.

Fleck Christian: Koralmartisanen. Böhlau Verlag 1986.

Kronprinz Erzherzog Rudolf (Hg.): Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild, Band Steiermark. k. und k. Hof- und Staatsdruckerei. Wien 1890.

Pfarrgemeinderat Soboth: Festschrift, 300 Jahre Pfarrkirche Soboth 1704-2004.

Sandgruber Roman: Ökonomie und Politik. Österreichische Wirtschaftsgeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Ueberreuter Verlag 1995.

Steyr-Daimler-Puch Fahrzeugtechnik AG & Co. KG (Hg.): 100 Jahre Steyr-Daimler-Puch. Graz 1999.

Stöffelmayr K./Wippel I.: Der Koralmbauer. Lerchhaus Verlag Eibiswald 1993.

Tiefenbacher S./Ast H.: Der Gutensteiner Holzknecht – Redeweise, Arbeit und Leben. Perlach Verlag 1997.

Vocelka Karl: Geschichte Österreichs. Kultur – Gesellschaft – Politik. Heyne Verlag 2009.

Zevart Milan: Lackov Odred 1 und 2. Zalozba Obzorja Maribor 1988.



Abb.1 (Privatarchiv Sekolovnik)

Die Urbani-Keusche in den Dreißigerjahren mit Sommerfrischlern und einer zahmen Krähe. Hier ist Lukas Sekolovnik aufgewachsen. 1944 wurde die Keusche samt Stall und Tenne von einem SS-Trupp abgefackelt.



Abb. 2 (Privatarchiv Sekolovnik)

Andreas Sekolonik, der Vater, nach dem Zweiten Weltkrieg vor einem Wirtshaus in Laaken.